

lu:

Dittmann, Jürgen

Schmidt, Claudia

(Hg.): Über Wörter.

Grundkurs Linguistik 2.

Freiburg: Rombach Verlag.

2002

S. 87-104

Damaris Nübling

## Wörter beugen. Grundzüge der Flexionsmorphologie.

1. Die Flexionsmorphologie als linguistische Teildisziplin
2. Wozu Flexion?
3. Die Flexionskategorien des Deutschen
  - 3.1 Bestand
  - 3.2 Relevanzhierarchie der Flexionskategorien
  - 3.3 Ausdrucksmöglichkeiten
  - 3.4 Die Beziehung zwischen Inhalt (Kategorie) und Ausdruck
4. Abgrenzung der Flexion von der Derivation und von der Klise
  - 4.1 Prototypische Unterschiede zwischen Flexion und Derivation
  - 4.2 Prototypische Unterschiede zwischen Flexion und Klise
5. Literatur

### 1. Die Flexionsmorphologie als linguistische Teildisziplin

Die Flexionsmorphologie befasst sich mit der »Beugung« von Wörtern, d. h. mit der **systematischen Kombination** von (meist) **Lexemen** mit bestimmten sog. grammatischen Informationen (auch: **Flexionskategorien**). So wird die Wortart der Substantive im Deutschen mit den Informationen Kasus und vor allem Numerus (Singular und Plural) versehen. Verben werden immer nach Tempus, Modus, Numerus und Person spezifiziert. Im Unterschied zur Derivation, dem nächstverwandten morphologischen Typ (vgl. den Beitrag von Norbert Richard Wolf in diesem Band, Abschnitt 4), erfolgt der Ausdruck grammatischer Kategorien am Wort **obligatorisch**, d. h. bei jedem Verb, das man verwendet (abgesehen vom Infinitiv und anderen infiniten Formen), muss man Auskunft geben über die Zeitstufe (z. B. Präsens oder Präteritum), den Modus (Indikativ, Konjunktiv, Imperativ) sowie über die Anzahl (Numerus) und die Art (1.-3. Person) der Handlungsträger. Selbst wenn man über längere Zeit hinweg die abgeschlossenen Handlungen ein und derselben Person referiert, ist man gezwungen, jedes Verb in die Vergangenheit und in die 3. Person Singular zu setzen. Unter anderem wegen dieser systematischen und obligatorischen Zusatzauskünfte am Wort wird die Flexion auch als »Morphologie par

excellence« bezeichnet (Wurzel 1984, 49). Flexion ist ein, wenn nicht sogar der zentrale Bestandteil der Grammatik und wird oft zur typologischen Klassifizierung von Sprachen herangezogen. Auch die Wortartenunterscheidung folgt zumeist und zuerst dem Kriterium der Flektier- bzw. Unflektierbarkeit (vgl. die Duden-Grammatik 1998, 85 ff.). Der Flexionsmorphologie kommt damit höchste Bedeutung bei der Charakterisierung und Typisierung von Einzelsprachen zu.

## 2. Wozu Flexion?

Warum verpflichten sich die SprecherInnen einer Sprache, zu bestimmten Wörtern permanent (und oft mehrfach – redundant – ausgedrückt) spezielle Zusatzinformationen zu liefern? Offensichtlich sind diese – salopp ausgedrückt – Zwangsinformationen so wichtig, dass sich dieser Aufwand lohnt. Ein Beispiel: Substantive bezeichnen prototypischerweise konkrete und damit auch zählbare Gegenstände der Welt. Die Kategorie Numerus gibt an, ob nur einer dieser Gegenstände vorliegt (dann im Singular: *Baum*) oder ob mehr als einer (dann im Plural: *Bäume*). Manche Sprachen (wie das Arabische) bezeichnen auch die Zweizahl extra und praktizieren damit eine dreifache Numerusunterscheidung: Singular (›ein X‹), Dual (›zwei X‹) und Plural (›mehr als zwei X‹). Solche Flexionskategorien werden in der Regel sehr ökonomisch, d. h. mit minimalem Aufwand, ausgedrückt (vgl. typische Flexive wie nhd. *-t, -e, -er, -n, -en* etc., die darüber hinaus meist multifunktional eingesetzt werden). Sprachen ohne Numerusflexion (wie das Chinesische) verwenden, wenn die Anzahl irrelevant oder bereits bekannt ist, eine Einheitsform (z. B. ›Baum‹). Soll die Mehrzahl thematisiert werden, müssen quantifizierende Wörter wie z. B. ›einige‹, ›mehrere‹, ›viele‹, ›drei‹ etc. zu ›Baum‹ hinzugefügt werden. Solche Zusatzwörter sind in der Regel länger als Flexive, die oft nur aus einem Laut (oder gar nur einem Lautwechsel) bestehen. Einerseits entfällt für solche Sprachen der permanente Zwang zur Numerusangabe, andererseits muss, wenn Numerus wichtig wird, relativ viel materieller Aufwand betrieben werden (Extrawort). Da Numerus bei der Bezeichnung von Gegenständen jedoch sehr oft eine Rolle spielt, kann es sich durchaus lohnen, ihn gleich fest und obligatorisch in minimaler Ausstattung ans Substantiv zu koppeln. Daher haben viele Sprachen der Welt eine nominale Numerusflexion ausgebildet. Verben dienen üblicherweise der Bezeichnung von Handlungen und Ereignissen, die zum einen an die Zeitachse gebunden sind und zum anderen

i. d. R. einen oder mehrere Verursacher haben. Es ist für uns ziemlich wichtig, ob jemand gerade kommt, schon angekommen ist oder erst kommen wird, ebenso wer und wie viele kommen. Flexionsmorphologisch unterscheidet das Deutsche zwischen Präsens (zur Sprechsituation gleichzeitige Handlung: *ich komme*) und Präteritum (bereits vollzogene Handlung: *ich kam*). Mithilfe weiterer sog. Funktionswörter (z. B. Hilfsverben) verfügt das Deutsche auch über syntaktische Verfahren der Tempusbezeichnung (Periphrasen): Futur (*ich werde kommen*), Perfekt (*ich bin gekommen*), Plusquamperfekt (als Vorvergangenheit) (*ich war gekommen*). Unter Aufwendung lexikalischer Wörter, z. B. Temporaladverbien oder sogar ganzer Sätze, kann der Zeitpunkt noch näher bestimmt werden (*vorgestern kam sie; nachdem er weggegangen war, kam sie; in drei Jahren wird sie kommen*) – doch wird hier deutlich, dass die Grammatik hierzu keineswegs verpflichtet. Zu den temporalen Flexionskategorien zählen im Deutschen nur Präsens und Präteritum. Diese beiden müssen morphologisch am Verb ausgedrückt (markiert, symbolisiert, kodiert) werden. Präsens und Präteritum gehören zu den beiden Zeitstufen, die man am häufigsten verwendet. Über zukünftige Ereignisse spricht man seltener als über vergangene. Daher lassen sich gewisse Implikationen bilden: Wenn eine Sprache Futurflexion aufweist (z. B. Französisch, Spanisch), dann drückt sie auch die Vergangenheit flexivisch aus.

Dass z. B. das Präsens nicht nur gegenwärtige Ereignisse bezeichnen kann, sondern auch allgemein gültige oder zukünftige (*die Erde ist rund; sie kommt in drei Wochen*), dass Kategorien also mehrere Funktionen haben können, sei hier erwähnt, doch nicht weiter vertieft.

Die Frage nach dem Wann ist für eine Handlung oder ein Ereignis so relevant, dass sehr viele Sprachen, die Flexionsmorphologie besitzen, Tempusflexion am Verb aufweisen. Dies betrifft in diesem Ausmaß nicht die Frage nach dem Wer oder Was, d. h. nach dem Aktanten, der die Handlung verursacht. Die Kategorie ›Person‹ klärt, ob es der/die Sprechende ist (1. Person: *ich*), der/die Angesprochene (2. Person: *du*), oder eine dritte (an- oder abwesende) Person oder Sache (3. Person: *sie, er, es*). Gekoppelt ist diese Personeninformation mit der Kategorie Numerus, die angibt, ob die Handlung durch eine oder mehr als eine Person/Sache ausgeführt wird. Die Personalpronomina oben beziehen sich nur auf den Singular. Die Pluralformen sind *wir – ihr – sie*. Nun sind diese Proformen keine Verbendungen (Flexive), sondern syntaktisch selbständige Wortformen, die dem Verb vorangestellt werden. Flexivisch werden diese Informationen wie folgt ausgedrückt:

Person \ Numerus	Singular	Plural
1.	<i>komm-e</i>	<i>komm-en</i>
2.	<i>komm-st</i>	<i>komm-t</i>
3.	<i>komm-t</i>	<i>komm-en</i>

Figur 1: Das Präsensparadigma von *kommen*: Die Person/Numerus-Flexive

Die Person- und Numeruskategorie wird im Deutschen untrennbar verschmolzen auf einem Flexiv (sog. Personalendung) ausgedrückt. Solche **Portmanteaumorphe** kommen in der Flexion häufig vor und verhindern, dass das Wort zu lang wird. Wie die Flexionsformen von *kommen* zeigen, werden die Person/Numerus-Informationen nicht immer eindeutig markiert (vgl. Fettdruck bzw. Unterstreichung). Solche Homonymien innerhalb eines Paradigmas (als der systematischen Auflistung von Flexionsformen) nennt man **Synkretismen**. Das Deutsche stellt dem Verb zur Vereindeutigung dieser mehrdeutigen Endungen entweder ein nominales Subjekt oder ein obligatorisches Subjektpronomen voran (*er kommt* vs. *ihr kommt*). Anders im Spanischen (und noch im Althochdeutschen um 800), wo oft ausschließlich die Verbendung die Person/Numerus-Kategorie, also das Subjekt markiert. Extremere als das Deutsche verfährt das Englische, das nur noch die 3. Pers. Sg. im Präsens kennzeichnet (durch *-s*: *comes*) und das Schwedische, das überhaupt keine Pers./Num.-Flexive (mehr) hat: Hier existiert im Präsens nur noch die Einheitsform *kommer* und im Präteritum *kom*. Doch haben das Englische und das Schwedische durchaus die Tempusflexion bewahrt, was darauf hindeutet, dass die Tempuskategorie für ein Verb bzw. die von ihm bezeichnete Handlung wichtiger ist als der Verursacher der Handlung, der ohnehin durch das obligatorische Subjekt bezeichnet wird (vgl. 3.2).

Flexion als Verpflichtung zur Auskunft wichtiger und häufig erforderter Informationen sollte erwarten lassen, dass die Sprachen gleiche oder zumindest ähnliche Flexionskategorien ausbilden. Tatsächlich gibt es ein Inventar flexivisch sehr häufig realisierter Kategorien wie z. B. Modus und Tempus am Verb oder Numerus am Substantiv und/oder Pronomen (oder anderen nominalen Wortarten) (vgl. hierzu eingehend Bybee 1985). Ein Blick auf die slawischen und romanischen Sprachen, ebenso auf das Englische und Schwedische, zeigt jedoch auch Unterschiede: Diese haben die Kategorie des Aspekts, der Auskunft über Dauer, Verlauf, Beginn, Ende und ähnliche »Aspekte« der Handlung/des Geschehens gibt, grammati-

kalisiert (im Französischen als *passé composé* versus *imparfait*). Im Deutschen können (müssen aber nicht) solche Informationen bei Bedarf anderweitig ausgedrückt werden, z. B. derivational (erblühen »Beginn« vs. blühen »Verlauf« vs. verblühen »Ende«) oder – häufiger – syntaktisch, d. h. bei Verwendung mehrerer Wörter (*anfangen, zu Xen; am/beim Xen sein; plötzlich Xen; aufhören, zu Xen* etc.). Dass die Ausbildung von Flexionskategorien auch kulturabhängig sein kann, zeigt das Koreanische, das Höflichkeit (Distanz, Status, Hierarchiegefälle) flexivisch am Verb markiert. Auch dies lässt sich letztlich unter die Relevanz von Flexionskategorien subsumieren: In dieser Kultur sind solche Informationen so wichtig, dass man sie grammatikalisiert, d. h. sich zu ihrer Auskunft »verpflichtet« hat. Dabei handelt es sich selbstverständlich um unbewusste Prozesse.

### 3. Die Flexionskategorien des Deutschen

#### 3.1 Bestand

Im Deutschen unterscheidet man drei Bereiche der Flexion:

1. Die Konjugation (Verbflexion);  
Kategorien: Tempus (Präsens, Präteritum; periphrastisch noch mehr Tempora), Modus (Indikativ, Konjunktiv, Imperativ), Numerus (Singular, Plural), Person (1., 2., 3.), mithilfe einer (Passiv-)Periphrase auch Diathese (Aktiv/Passiv);
2. die Deklination (Nominalflexion, also Substantive, Adjektive einschließlich Possessiva etc., Pronomina);  
Kategorien: Numerus (Singular, Plural), Kasus (Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ), Definitheit (+ definit, – definit) – meist auch Genus (Femininum, Maskulinum, Neutrum), dessen genaue Funktion sich jedoch bis heute unserer Kenntnis entzieht und das damit streng genommen nicht zu den Kategorien im oben definierten Sinn gezählt werden kann und soll;
3. die Komparation (Adjektiv- und Adverbsteigerung);  
Kategorien: Positiv, Komparativ, Superlativ.

#### 3.2 Relevanzhierarchie der Flexionskategorien

Ausgehend von der bereits angesprochenen Frage, welche Informationen sich als (obligatorische) Flexionskategorien eignen und welche weniger oder



### 3.3 Ausdrucksmöglichkeiten

Prinzipiell verfügen Sprachen mit Flexion über die folgenden Ausdrucksverfahren:

lexikalisch – derivationell – *flexivisch* – klitisch – syntaktisch

←  
Zunehmender Fusionsgrad

Zunehmende Frequenz

+ Relevanz

– Allgemeingültigkeit

– Relevanz

+ Allgemeingültigkeit

Figur 3: Die wichtigsten Ausdrucksverfahren (in Anlehnung an Bybee 1985, 12)

Diese Skala repräsentiert die von rechts nach links hin zunehmende Dichte (Fusionsgrad), mit der Informationen ausgedrückt werden. Während das syntaktische Verfahren mehrere Wörter zum Ausdruck von Informationen verwendet (z. B. *Gebäude, in dem Menschen leben*), werden diese beim lexikalischen Verfahren in nur einem Ausdruck fusioniert (*Haus*). Ähnliches gilt für die Morphologie, die hier von derivationell bis klitisch reicht. So ist die Informationsdichte bei den schwachen Verben deutlich geringer als bei den starken: bei *mach-t-en* wird die Tempusinformation additiv durch ein der Wurzel *mach-* angefügtes *-t-* (das sog. Dentalsuffix) realisiert, danach folgt die Pers./Num.-Endung *-en*. Diese Abfolge Tempus vor <sup>Pers./Num.</sup> ~~Modus~~ ist nicht zufällig, sondern ergibt sich direkt aus deren Relevanzgrad (vgl. Figur 2): Je relevanter eine Kategorie, desto dichter rückt sie an die lexikalische Wurzel (oft wird sie sogar innerhalb dieser Wurzel markiert), je weniger relevant eine Kategorie, desto eher wird sie an der Peripherie des Wortes ausgedrückt (hier: *-en* 1./3. Pers. Pl.). Noch deutlicher manifestieren sich Informationsverdichtung und -abfolge bei den starken Verben, bei denen Tempus (hier: »Präteritum«) modulatorisch durch Vokalwechsel (Ablaut) markiert wird: *komm-en* [kɔmən] vs. *kam-en* [ka:mən]. Hier wird der Tempusausdruck in das Zentrum des Lexems verlagert (Wechsel von [ɔ] und [a:]). Die Frage, warum das Deutsche sowohl das Prinzip der starken wie auch der schwachen Flexion kultiviert, lässt sich nur mit einem weiteren Faktor, der den Dichte- bzw. Fusionsgrad steuert, beantworten, der **Häufigkeit**, mit der das betreffende Wort verwendet wird (sog. **Gebrauchs- oder Tokenfrequenz**) (vgl. Figur 3). In einem laufenden Text finden sich mehr

starke und unregelmäßige Verben als schwache, obwohl es insgesamt nur ca. 150 starke und 20 irreguläre Verben gegenüber ca. 4000 schwachen gibt (sog. **Typenfrequenz**). Dieses umgekehrt proportionale Verhältnis von Typen- und Tokenfrequenz veranschaulicht Figur 4 (nach Augst 1975).

Frequenz Klasse	Typenfrequenz: von 4000 Verben im Lexikon sind	Tokenfrequenz: von in einem fließenden Text vorkommenden Verben sind
schwach	3811 = 95,3%	41%
stark	169 = 4,2%	41%
irregulär ( <i>sein, gehen, stehen etc.</i> )	20 = 0,5%	18%

Figur 4: Type/Token-Verhältnis zwischen schwachen, starken und irregulären Verben

Zwar sind die meisten Verben im Deutschen schwach, aber in konkreten Texten kommen mehr starke bzw. irreguläre Verben als schwache Verben vor; m. a. W.: die Vorkommenshäufigkeit der starken bzw. irregulären Verben ist größer. Die Großklasse der schwachen Verben ist auch die einzig produktive, d. h. sie gewinnt weiter an Mitgliedern, sei es aus anderen Sprachen (entlehnte Verben wie *surfen – surfte – gesurft, joggen – joggte – gejoggt*), sei es aus anderen Klassen, denn hohe Typenfrequenz übt eine große Anziehungskraft auf instabil(er)e Verben aus, z. B. solche mit zurückgehender Tokenfrequenz: *bleichen – blich – geblichen > bleichte – gebleicht*.

Bei den starken Verben wird also – frequenzbedingt – der Ausdruck der Tempuskategorie weitaus stärker verdichtet als bei den schwachen Verben, obwohl der Relevanzgrad identisch ist. Statt eines gleichzeitigen Ineinanders des Kategoriensausdrucks praktizieren die schwachen Verben ein segmentierbares Nacheinander.

Eine wichtige Folge des verstärkten Fusionsgrads ist die Kürze des gesamten Wortes: (*sie*) *kam* ist kürzer als (*sie*) *machte*. Kürze ist bei hoher Frequenz wiederum von großem Vorteil, da es ökonomisch ist, häufig gebrauchte Inhaltskomplexe möglichst einfach und schnell aussprechbar zu halten. Der Preis im Deutschen dafür ist, dass das Verfahren weniger regelmäßig, d. h.

schwieriger zu erlernen ist.<sup>1</sup> Während bei schwachen Verben im Präteritum immer das einheitliche (uniforme) Dentalsuffix angehängt wird, gibt es bei den starken Verben kaum (noch) Regeln des Vokalwechsels: Die Vokalalternanzen belaufen sich im heutigen Deutsch auf 40 bis 50. Sie sind in den wenigsten Fällen regelgebunden, also vorhersagbar. Im Extremfall – hier spricht man dann von unregelmäßigen oder irregulären Verben – kommen außerdem konsonantische Veränderungen hinzu (vgl. *leiden* – *litten* [d]: → [t]; *ziehen* [tsi:ən] – *zogen* [tso:gən]: [i:] → [o:g]). Das Höchstmaß an Irregularität ist erreicht, wenn die gesamte Wortform wechselt (Suppletion): *bin* – *ist* – *war*. Weder besteht zwischen der Personenkategorie (*bin* ›1. Sg.‹ vs. *ist* ›3. Sg.‹) noch zwischen der Tempuskategorie (*bin/ist* ›Präsens‹ vs. *war* ›Präteritum‹) irgendeine Form äußerer Ähnlichkeit. Hier haben sich ursprünglich drei verschiedene Verben des Indogermanischen im Laufe der Sprachgeschichte zu einem einzigen Paradigma, *sein*, vereint.

Wichtig ist die Einsicht, Irregularität einschließlich Suppletion nicht nur einseitig (und negativ) als chaotische Regellosigkeit zu betrachten, die irgendwann wieder in ein regelmäßiges Flexionsverfahren überführt wird. Irregularität hat den Vorteil, dass die Formen kurz und distinktiv sind und sich damit gerade für den häufigen Gebrauch eignen (vgl. *bin*, *ist*, *war* versus *lache*, *lacht*, *lachte*). Verändern sich die Frequenzen (etwa weil bestimmte, z. B. bäuerlich-handwerkliche Tätigkeiten heute nicht mehr so oft ausgeübt und damit versprachlicht werden), erhöht sich auch die Regularität. So gingen und gehen auch derzeit viele starke Verben in die regelmäßige schwache Flexion über: bei *falten* – *faltete* – *gefaltet* (früher: *falten* – *fielt* – *gefallen*) ist dies längst abgeschlossen, bei Verben wie *backen*, *melken*, *scheren*, *flechten* etc. gerade im Gange (*backen* – *buk* → *bachte* – *gebachen*): Eine andere Möglichkeit, zu mehr Regelmäßigkeit zu gelangen, besteht in der sog. **Analogie**, d. h. bestimmte vom Paradigma abweichende Formen werden an die restlichen Formen des Paradigmas angeglichen (paradigmatischer Ausgleich): Inhaltlich Ähnliches wird auch formal ähnlich kodiert. So müsste es lautgesetzlich entwickelt, wie noch um 1600, heißen: *ich schleufse*, *du schleufst*, *er/sie schleufst*, doch wurden diese Formen an den Infinitiv und den Plural angeglichen, daher heute: *ich schliesse* etc. Umgekehrt können Verben bei Frequenzzunahme auch irregulär(er) werden (was insgesamt aber seltener geschieht): So hat das einst schwache Verb *haben*, das durch seine zunehmende Hilfsverbfunktion bei der Perfektbildung (*ich habe gesehen*) seit dem

<sup>1</sup> Diese Kosten-Nutzen-Rechnung erklärt, weshalb gerade der (frequente) Grundwortschatz aus so vielen unregelmäßigen Wörtern besteht – was sich besonders beim Zweitspracherwerb erschwerend bemerkbar macht.

Althochdeutschen eine starke Frequenzzunahme erlebt hat, auch eine Irregularisierung vollzogen. Wäre es regelmäßig geblieben, müsste es wie *laben* flektieren: *ich habe*, *du \*habst*, *sie \*habt*; *ich \*habte* etc. Stattdessen fehlt das *b* in bestimmten Formen, was das Paradigma nicht nur irregulärisiert, sondern gleichzeitig die betreffenden Formen verkürzt. Dieser Prozess geht im heutigen Deutschen weiter: (*wir/sie haben* > *ham* (*sie ham gefragt*), was bei einem Vergleichsverb wie *graben* ausgeschlossen ist (*graben* > *\*gram*). Damit kommt der Gebrauchsfrequenz (neben dem Relevanzgrad) als Faktor, der die Verdichtung von Informationen und damit die Wortkürze steuert, eine zentrale Funktion zu.

### 3.4 Die Beziehung zwischen Inhalt (Kategorie) und Ausdruck

Die Beziehung von Inhalt und Ausdruck kann, gerade im Deutschen, sehr unterschiedlich organisiert sein. Wie bereits erwähnt, können Morpheme nacheinander angeordnet werden (schwache Verben) oder aber miteinander untrennbar verschmolzen werden (starke Verben). Das Verfahren des morphologischen Nacheinanders bezeichnet man als **agglutinierendes Verfahren**. Sprachen, die ihre Flexionsmorpheme prinzipiell nebeneinander und gut segmentierbar anordnen, bezeichnet man daher als **agglutinierende Sprachen** (z. B. Türkisch, Finnisch, Bantu). Sprachen, die ihre Flexionsmorpheme miteinander und/oder mit der lexikalischen Wurzel verschmelzen, nennt man **flektierende Sprachen**, wobei »flektierend« hier in einem engeren, typologischen Sinn (und in Opposition zu »agglutinierend«) verwendet wird. Das Deutsche stellt mit seinen starken und schwachen Verben einen Mischtyp dar, tendiert aber insgesamt deutlich zum flektierenden Sprachtyp (vgl. Werner 1987a). Davon zeugt auch die Substantivflexion, wenn man sich die folgenden Plurale ansieht:

Mensch	–	Mensch-en:	additiv (-en) → agglutinierend
Kind	–	Kind-er:	additiv (-er) → agglutinierend
Bild	–	Bild-er:	additiv mit leichten Veränderungen
[bɪlt]	–	[bɪldər]	(Sonorisierung) in der Morphemfuge
Mann	–	Männ-er:	additiv (-er) + modulatorisch (Umlaut)
			→ flektierend
Mutter	–	Mütter:	nur modulatorisch (Umlaut) → flektierend

Insgesamt verfügt das Deutsche über neun Möglichkeiten (Varianten) des Pluralausdrucks (Allomorphie).

In ideal agglutinierenden Sprachen kommen solche Allomorphie nicht vor, d. h. jede Information korreliert mit genau einem festen Ausdruck. Diese 1:1-Beziehung zwischen Inhalt → Ausdruck nennt man **Uniformität**. Das Deutsche verletzt die Uniformität sehr oft, z. B. mit seinen neun Pluralallomorphen oder mit seinen an die 50 verschiedenen Möglichkeiten des Tempusausdrucks bei den starken und irregulären Verben. Umgekehrt sollte bei streng agglutinierenden Sprachen eine bestimmte Ausdruckseinheit (Morph) auch nur mit einer bestimmten Information (Morphem) korrelieren, d. h. es sollte auch eine 1:1-Beziehung zwischen Ausdruck → Inhalt bestehen. Auch dem widersetzt sich das Deutsche vielfach durch seine zahlreichen homonymen Morphe (vgl. *-en* und *-t* in Figur 1). Besteht eine eindeutige Beziehung zwischen Inhalt und Ausdruck, spricht man von **Transparenz**.

Wenn morphologischer Sprachwandel eintritt, so führt dieser sehr oft zu einer Annäherung an diese Prinzipien (vgl. den Übergang starker Verben in die schwache Flexion). Die Theorie, die sich intensiv mit solchen Optimierungen befasst, ist die **Natürlichkeitstheorie** (zu einem Überblick vgl. Wurzel 1994). Sie postuliert als Ideal der Flexionsmorphologie die Agglutination.

Ein weiteres wichtiges Natürlichkeitsprinzip besteht im sog. **konstruktionellen Ikonismus**, der wiederum auf der sog. **Markiertheitstheorie** basiert: Kategorien kommen immer in mehreren Ausprägungen vor, so Tempus in Präsens, Präteritum, Futur etc. oder Numerus in Singular und Plural. Diese einzelnen Ausprägungen sind inhaltlich nicht gleichwertig, sondern unterscheiden sich bezüglich ihrer semantischen Markiertheit. Diese leitet sich aus den sog. prototypischen Sprechereigenschaften ab: Die Sprechenden begreifen sich und die sie umgebende Welt als real (deshalb ist der Indikativ weniger markiert als der Konjunktiv), sie leben jetzt (deshalb ist das Präsens weniger markiert als das Nichtpräsens), die Sprecherin/der Sprecher begreift sich als Einzahl (deshalb ist der Singular semantisch weniger markiert als der Plural) etc., d. h. das, was den Sprechenden am nächsten liegt, ist semantisch unmarkiert. Diese semantischen Markiertheitsunterschiede sollten sich gemäß dem Prinzip des konstruktionellen Ikonismus gleichermaßen (ikonisch) auf der Formseite niederschlagen: Semantisch markierte Kategorien sollten ikonisch auch durch mehr materiellen Aufwand (sog. Merkmalhaftigkeit) markiert werden, im Idealfall durch ein zusätzliches (additives) Affix. Beispiel: *Mensch* ›Sg.‹ → *Mensch-en* ›Pl.‹. Mit

dem semantisch unmarkierten Singular korreliert auch eine formal unmarkierte (merkmallose) Form (*Mensch*), und mit dem semantisch markierten Plural auch eine formal markierte (merkmalhafte) Form (*Menschen*), d. h. einem Mehr auf der Inhaltsseite entspricht auch ein Mehr auf der Ausdrucksseite (hier: *-en*). Damit besteht Natürlichkeit. Weniger ideal (und damit weniger natürlich) ist es, wenn das Mehr auf der Ausdrucksseite modulatorisch, d. h. durch nur den Austausch eines Segments wie z. B. Vokalwechsel (Umlaut, Ablaut) realisiert (symbolisiert) wird: *Mutter* ›Sg.‹ → *Mütter* ›Pl.‹ ([ʊ] → [Y]). Nicht natürlich ist die sog. Nullmarkierung, d. h. wenn zum Ausdruck des Plurals gegenüber der Singularform nichts verändert wird (sog. Nullallomorph): *Schlüssel* ›Sg.‹ → *Schlüssel* ›Pl.‹. Höchste Unnatürlichkeit liegt dann vor, wenn ein sog. kontraikonisches Verhältnis zwischen Inhalt und Ausdruck besteht: Ein Mehr auf der Inhaltsseite (z. B. ›Plural‹) wird durch ein Weniger auf der Ausdrucksseite (Subtraktion) symbolisiert. Das deutsche Pluralsystem liefert hierfür keine eindeutigen Fälle, doch das Luxemburgische, z. B. bei *Frënd* ›Freund‹: lux. *Frënd* [frænd] ›Sg.‹ → *Frënn* [frən] ›Pl.‹. Der Plural wird also durch ein Weniger, durch die Subtraktion von [d], symbolisiert. Sprachwandel, so die Prognose der Natürlichkeitstheorie, verläuft immer von weniger zu mehr Natürlichkeit, womit solchen subtraktiven Pluralen keine lange Zukunft beschieden wird (allerdings gibt es im Luxemburgischen keine Abbautendenzen). Tatsächlich symbolisieren die meisten Sprachen den Plural und nicht – was theoretisch denkbar wäre – den Singular zusätzlich. Ebenso ist das Präsens i. d. R. formal unmarkiert (nhd. *mach-e*), während das Präteritum extra angezeigt wird (Dentalsuffix: *mach-t-e*). Die Morphologische Natürlichkeitstheorie, deren Beginn mit Mayerthaler (1981) angesetzt wird, ist seither vielfach modifiziert, kritisiert und in verschiedene Richtungen ausdifferenziert worden (zu einem Überblick vgl. Wurzel 1994). Kritik kam z. B. von Seiten der **Ökonomietheorie**, die auf die Wichtigkeit des von der Natürlichkeitstheorie unberücksichtigt gebliebenen Faktors der Gebrauchsfrequenz hinweist: Je frequenter bestimmte Wörter, desto weniger greifen die Natürlichkeitsprinzipien des konstruktionellen Ikonismus, der Uniformität und der Transparenz. Irregularität verstößt gegen die Uniformität, oft auch gegen den konstruktionellen Ikonismus, vgl. etwa schwed. *kommer* ›kommen‹ im Präsens versus *kom* ›kommen‹ im Präteritum, ebenso bei ›sagen‹: *säger* ›Präsens‹ versus *sa* ›Präteritum‹. Auch bei den deutschen starken Präterita ist das (unmarkierte) Präsens länger als das (markierte) Präteritum: *kommt* versus *kam*.

#### 4. Abgrenzung der Flexion von der Derivation und von der Klise

Die konstitutiven Eigenschaften eines Gegenstands lassen sich oft am besten im Kontrast zu seinen Nachbargegenständen ermitteln. Daher soll die Flexion abschließend einerseits von der Derivation und andererseits von der Klise abgehoben werden (vgl. hierzu Figur 3).

##### 4.1 Prototypische Unterschiede zwischen Flexion und Derivation

Die Derivation wird (zusammen mit der Komposition als der Verbindung zweier selbständiger Wörter) unter die Wortbildung gefasst und dient primär der Erweiterung des Lexikons: *kommen* → *verkommen*, *entkommen*, *bekommen*; *vorkommen*, *aufkommen*, *umkommen* etc. (zur Wortbildung vgl. den Beitrag von Norbert Richard Wolf in diesem Band). Nicht so die Flexion, die zur Wortformbildung gefasst wird und Einheiten schafft, die keine neuen Konzepte bezeichnen, sondern die ein gleich bleibendes Konzept (z. B. ›kommen‹) systematisch mit Zusatzinformationen grammatisch-kategoriemäßiger Natur versieht (z. B. ›Person‹ und ›Numerus‹ – *komme*, *kommst*, *kommt*, *kommen* – und ›Tempus‹: *kam*, *kamst*, *kamen*, *kamt*). Flexive verbinden sich in der Regel mit sämtlichen Mitgliedern einer Wortklasse (*Reihenbildung*), was für die Derivation keineswegs gilt. So lassen sich sämtliche Verben konjugieren, doch nicht mit den Derivationspräfixen *ent-* oder *ver-* verbinden (*\*enthören*, *\*verlächeln*). Ebenso ist jedes (konkrete) Substantiv pluralisierbar, doch nicht, wie schon angedeutet, diminulierbar. Hier bestehen viele Blockaden: *\*Rieschen*, *\*Chamäleonchen*, *\*Zeitungchen*, *\*Felschen*, *\*Heldchen* etc. Umgekehrt können sich Derivationsaffixe oft mit Basen unterschiedlicher Wortklassen verbinden, vgl. *-lich*: *kränklich* (← Adj.), *begreiflich* (← Verb), *begrifflich* (← Subst.).

Ein zentrales Unterscheidungskriterium liefert die sog. **Bedeutungskonstanz**, die von der Flexion hochgradig erfüllt wird im Gegensatz zur Derivation: Die Gesamtbedeutung eines flektierten Wortes ist immer exakt aus den Einzelbedeutungen seiner Morphe vorhersagbar (Prädiktabilität). So bewirkt das Dentalsuffix immer eine Transposition der durch die Wurzel bezeichneten Handlung ins Präteritum. Dagegen stehen bei der Derivation sog. Lexikalisierungen, also unvorhersagbare Gesamtbedeutungen, an der Tagesordnung: So bezeichnet(e) *Fräulein* keine kleine, sondern eine unverheiratete Frau; ein *Leibchen* ist ein Kleidungsstück und kein

kleiner Körperteil; ein *Herrchen* ist ein Hundehalter und kein kleiner Herr etc. Zuweilen gibt es auch derivierte Wörter, denen keine Grundform mehr zukommt (*Blutkörperchen* – *\*Blutkörper*, *Schneeglöckchen* – *\*Schneeglocke*, *Veilchen* – *\*Veil(e)*, *Mädchen* – *\*Mäd*). Andere Sprachen wie das Niederländische haben dagegen die Diminution zur Flexion ausgebaut: Hier besteht die erforderliche Reihenbildung (keine Blockaden) und Bedeutungskonstanz (fast keine Lexikalisierungen). Allerdings hat die Diminution im Niederländischen eine andere Funktion als im Deutschen.

Weitere Unterschiede bestehen in dem oft mehrfachen Ausdruck gleicher Flexionskategorien (**Kongruenz**), was meist der Anzeige syntaktischer Zusammengehörigkeit dient (›Plural‹: *D-ie klein-en Baum-e wach-s-en*). Oft werden bestimmte Flexionsformen von der syntaktischen Umgebung erfordert (z. B. passt in die Lücke von *Die Bäume* ... nur ein Verb in der 3. Person Plural). Dies alles gilt nicht für die Derivation. Grundsätzlich hat die Flexion stärkere Affinitäten zur Syntax und die Derivation zur Lexik (was aus Figur 3 hervorgeht). Auch diachron speisen sich Derivation und Flexion aus verschiedenen Quellen: Die Derivation entwickelt sich aus lexikalischen, die Flexion dagegen aus syntaktischen Einheiten. Letzteres verdeutlicht der folgende Abschnitt.

##### 4.2 Prototypische Unterschiede zwischen Flexion und Klise

Klitika sind unbetonte, unselbständige Wörter, die sich wie ein Affix mit einem anderen, selbständigen Wort, der sog. Basis, verbinden: *zu der > zur*, *von dem > vom*, *auf das > aufs*; *gibt es > gibt's*, *hast du > haste*. Klitika sieht man meist noch ihre Herkunft an, und oft sind sie auch noch ersetzbar durch die Vollform, aus der sie sich ableiten: *aufs* ~ *auf das*, *gibt's* ~ *gibt es*, *haste* ~ *hast du*. Das ist mit Flexiven nicht möglich (*groß-er* ~ ?, *(du) komm-st* ~ ?). Im Gegensatz zu Flexiven müssen Klitika im Allgemeinen nicht zwingend auftreten, d. h. für sie gilt nur eingeschränkte Obligatorik. Klitika heften sich immer an die äußerste Peripherie ihrer Basis, während Flexive tiefer in die Wurzel eindringen können (vgl. den Pluralumlaut bei *Mütter*). Klitika sind also eher additiv und damit besser segmentierbar. Des Weiteren entfällt bei klitischen Verbindungen die Fähigkeit zur Paradigmenbildung, d. h. im Gegensatz zu flektierenden Verben, bei denen die strikte Regel gilt, dass alle Verben mit allen Person-/Numerus-Endungen kombinierbar sein müssen, verbinden sich nicht alle Präpositionen mit allen Artikeln: Zwar gilt *in dem*

→ *im* und *in das* → *ins*, doch sind *in die* und *in der* unverschmelzbar, ebenso *wegen dem* und *trotz dem*.

Die prototypische Entstehungsquelle von Flexiven sind geschwächte (Funktions-)Wörter wie Artikel, Personalpronomina, Hilfsverben, Präpositionen etc. Die Entstehung von Flexiven läuft also über das Stadium der Klitika als geschwächte Wörter. Im Laufe dieses komplizierten (und lang andauernden) Sprachwandels verfestigen sich die Klitika zunehmend zu Flexiven; dabei gewinnen sie an Obligatorik, d. h. die freie Austauschbarkeit mit ihrer Vollform verringert sich kontinuierlich und reißt schließlich ab. Ein solcher Wandel von Funktionswörtern über Klitika zu Flexiven vollzieht sich derzeit im (geschriebenen und vor allem im gesprochenen) Deutschen, das flektierende Präpositionen aufzubauen scheint: So ist *aufs* durchaus noch mit *auf das* austauschbar (*sie steigt aufs* = *auf das Dach*), weniger dagegen im *durch in dem*: *sie ist im Kino* ist nicht referenzidentisch mit *sie ist in dem Kino*; während im ersten Satz das Kino als solches irrelevant ist (*sie schaut sich primär einen Film an*), spielt das konkrete Kino als Gebäude im zweiten Satz eine wichtige Rolle: Entweder ist es bereits definiert worden, oder dies geschieht noch durch einen Relativsatz (*sie ist in dem Kino, das gestern eröffnet wurde*). Jegliche Auflösung verbietet sich schließlich bei den folgenden Verschmelzungen: *sie fliegt zum/\*zu dem Mond*; *sie ist im/\*in dem Schwarzwald*. Im gegenwärtigen Deutschen bestehen also (hier nur grob angedeutete) Unterschiede hinsichtlich Obligatorik, Austauschbarkeit und Festigkeit von Klitika, die sich, wie die Dialekte und die gesprochene Sprache zeigen, sukzessive in Richtung Flexion weiterentwickeln (vgl. ausführlicher Nübling 1998).

Flexion ist also – was für sämtliche Bereiche der Sprache gilt – kein statisches Verfahren der Informationskodierung. Sie kann abgebaut werden (Deflexion), wofür die deutsche Sprachgeschichte viele Beispiele liefert wie etwa den kontinuierlichen Schwund der Kasussuffixe am Substantiv. Als Kategorie (und als Flexiv) abgebaut wurde der Dual, der im Germanischen noch neben Singular und Plural existierte. Flexion kann auch umgebaut werden, etwa indem die Kasussuffixe statt am Substantiv nun am Artikel markiert werden. Flexivischer Umbau besteht auch beim Übergang von starken zu schwachen Verben oder (in Richtung verstärkte Fusion) beim Pluralausdruck am Substantiv durch verstärkte (analogische) Umlautung (*Hahnen* > *Hühne*). Schließlich kann Flexion auch aufgebaut werden, worauf die gegenwärtige Verschmelzung von Präposition und Artikel hindeutet.

## 5. Literatur

- Augst, Gerhard (1975): »Wie stark sind die starken Verben? Überlegungen zur Subklassifikation der nhd. Verben«, in: *Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache*, hg. von Gerhard Augst, Tübingen: Narr, 231–281.
- \*Bybee, Joan L. (1985): *Morphology. A Study of the Relation between Meaning and Form*, Amsterdam: Benjamins.
- Carstairs-McCarthy, Andrew (1992): *Current Morphology*, London/New York: Routledge.
- Diewald, Gabriele (1997): *Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen*, Tübingen: Niemeyer.
- Dressler, Wolfgang U. et al. (1987): *Leitmotifs in Natural Morphology*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Duden, Band 4: *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache* (1998), Mannheim: Dudenverlag.
- Eisenberg, Peter (1998): *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort*, Stuttgart: Metzler.
- Fenk-Oczlon, Gertraud (1990a): »Ökonomieprinzipien in Kognition und Kommunikation«, in: *Spielarten der Natürlichkeit – Spielarten der Ökonomie*, Beiträge zum 5. Essener Kolloquium über »Grammatikalisierung: Natürlichkeit und Systemökonomie«, hg. von Norbert Boretzky et al., Bochum, 37–51.
- Fenk-Oczlon, Gertraud (1991): »Frequenz und Kognition – Frequenz und Markiertheit«, in: *Folia Linguistica XXV/3–4*, 361–394.
- Greenberg, Joseph (1966): *Universals of Language*, Cambridge: MIT Press.
- Harnisch, Rüdiger (1988): »Natürliche Morphologie und morphologische Ökonomie«, in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 41, 426–437.
- Harnisch, Rüdiger (1990): »Morphologische Irregularität – Gebrauchshäufigkeit – psychische Nähe. Ein Zusammenhang im empirischen Befund und in seiner theoretischen Tragweite«, in: *Naturalists at Krems. Papers from the Workshop on Natural Phonology and Natural Morphology*, hg. von Julián Méndez Dosuna/Carmen Pensado, Salamanca: Universidad de Salamanca, 53–64.
- Kern, Peter/Zutt, Herta (1977): *Geschichte des deutschen Flexionssysteme*, Tübingen: Niemeyer.
- Lehmann, Christian (1995): *Thoughts on Grammaticalization*, München: Lincom Europa.

- Mayerthaler, Willi (1981): *Morphologische Natürlichkeit*, Wiesbaden: Athenäum.
- Nübling, Damaris (1998): »Wann werden die deutschen Präpositionen flektieren? Grammatisierungswege zur Flexion«, in: *Models of Inflection*, hg. von Ray Fabri/Albert Ortman/Teresa Parodi, Tübingen: Niemeyer, 266–289.
- Nübling, Damaris (2000): *Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Untersuchung von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen*, Tübingen: Niemeyer.
- Ronneberger-Sibold, Elke (1980): *Sprachverwendung – Sprachsystem. Ökonomie und Wandel*, Tübingen: Niemeyer.
- Ronneberger-Sibold, Elke (1988): »Entstehung von Suppletion und Natürliche Morphologie«, in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 41, 4, 453–462.
- Ronneberger-Sibold, Elke (1989): *Historische Phonologie und Morphologie des Deutschen. Eine kommentierte Bibliographie zur strukturellen Forschung*, Tübingen: Niemeyer.
- Simmeler, Franz (1998): *Morphologie des Deutschen. Flexions- und Wortbildungslehre*, Berlin: Weidler.
- \*Werner, Otmar (1987a): »The aim of morphological change is a good mixture – not a uniform language type«, in: *Papers from the 7<sup>th</sup> International Conference on Historical Linguistics*, hg. von Anna Giacalone Ramat et al., Amsterdam, 591–616.
- Werner, Otmar (1987b): »Natürlichkeit und Nutzen morphologischer Irregularität«, in: *Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel und seine bestimmenden Faktoren*, hg. von Norbert Boretzky et al., Bochum, 289–316.
- Werner, Otmar (1989): »Sprachökonomie und Natürlichkeit im Bereich der Morphologie«, in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 42, 34–47.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1984): *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*, Berlin: Akademie Verlag.
- \*Wurzel, Wolfgang Ullrich (1994): »Skizze der natürlichen Morphologie«, in: *Papiere zur Linguistik* 50, Heft 1, 23–50.